

Von der Zukunft her gestalten

Hildegard Kurt

I.

Am Epochenrand

Quer durch die Zeiten und Kulturen haben Menschen ihre Gegenwart als einen Epochenrand wahrgenommen. Zu den Auslösern in neuerer Zeit zählen die Eroberung Konstantinopels, die Reformation, der Dreißigjährige Krieg, für die Kolonisierten aller Kontinente die Ankunft der Kolonisator*innen, die Französische Revolution, die beiden Weltkriege im letzten Jahrhundert und vieles mehr. Das Spezifische an der nun eingetretenen Lage dürfte sein: Der gegenwärtige Epochenrand ist in keiner Weise mehr regional eingrenzbar, sondern global und von menschheitsgeschichtlicher Dimension. Die Gattung Mensch ist an den biophysischen Belastungsgrenzen des Planeten angelangt.

Wobei sich – gefühlt seit dem Dürresommer 2018 – die Anzeichen häufen, dass die von der Wissenschaft prognostizierten Kippunkte des Klimasystems noch schneller erreicht werden könnten als erwartet. Ob mit Blick auf das Schmelzen des Polareises, das Auftauen der Permafrostböden, auf den Verlust fruchtbaren Bodens weltweit, die Verknappung der Süßwasserreserven oder auf das Artensterben (im kommenden Jahrzehnt droht das Aussterben von unfassbaren eine Million Arten!): Quer durch die Disziplinen legen aktuelle Studien nahe, dass eine globale Umkehr der derzeit vorherrschenden Trends in den nächsten zehn, maximal 20 Jahren erfolgen muss. Damit befindet sich die Menschheit sich in einer beispiellosen Lage – deren Bewältigung schier aussichtslos erscheint.

Wie können wir uns einer solchen Realität wirklich zuwenden, ohne in Resignation, Zynismus, Zukunftsangst zu geraten? Wo gibt es Ermutigendes, Inspirierendes, das Kraft spendet für ein konstruktives *Dennoch*? Was sind hier die Aufgaben einer Kulturpolitik, die sich als Gesellschaftspolitik versteht? Wie kann der Kulturbereich am gegenwärtigen Epochenrand Relevanz entfalten?

Dies hätte nie geschehen dürfen

Inzwischen steht auch im Kulturbereich zunehmend unüberhörbar, zunehmend beschämend die Frage im Raum: Wie konnte es nur zu diesem gigantischen Ausmaß der Verwüstung, der Auslöschung, der Vernichtung von Lebendigem kommen?

Die Kunst gilt neben der Wissenschaft als Leitinstanz der Moderne. Und es gibt seit den 1970er Jahren immer wieder beeindruckende künstlerische Werke, die wie die Soziale Plastik »7000 Eichen« von Joseph Beuys in Kassel das Lebendige verteidigen und Zerstörung demaskieren. Wir haben eine Kulturpolitik, die ebenfalls seit nahezu einem halben Jahrhundert für Emanzipation und Mündigkeit eintritt. Und es kam zu Aufbrüchen wie dem »Tutzing Manifest« am Beginn dieses Jahrhunderts, zu großen, transformativ angelegten Programmen wie »Über Lebenskunst« der Kulturstiftung des Bundes, auch zu einer kulturellen Auseinandersetzung mit den »Social Sustainable Development Goals« der Vereinten Nationen. Warum hat all dies und vieles mehr nicht verhindern können, dass die Büchse der Pandora tatsächlich geöffnet wurde?

Damit das bereits in der Atmosphäre freigesetzte CO₂, das schon heute weltweit, besonders aber im globalen Süden zum Verlust elementarer Lebensgrundlagen führt, das Gletscher zum Schmelzen und Permafrostböden zum Tauen bringt, das Extremwetterlagen begünstigt – damit dieses CO₂ sich abbauen kann, braucht es, so die Klimaforschung, etwa 800 Jahre. Achthundert Jahre. Dies hätte nie geschehen dürfen.

Hier wird man einwenden: Was können Kultur und Kunst schon ausrichten gegen die hocheffiziente, hochprofitable Megamaschinerie der Ausbeutung, angefacht von einem globalisierten Neoliberalismus? Wohl nicht gerade viel, wird die Antwort lauten. Und gewiss umso weniger, je länger die Verstrickung des Kulturbereichs selbst in das vorherrschende, zutiefst destruktive *Mind Set* verdrängt bleibt.

Drei Schichten der Verstrickung

Die oberste Schicht der Verstrickung lässt sich im Jahrzehnt nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und dem UN-Weltgipfel in Rio de Janeiro verorten. Damals lagen die wissenschaftlichen Fakten zur Erderhitzung bereits auf dem Tisch, während im Geist von Rio die Umriss einer post-ideologischen und post-konsumistischen Zivilisation aufschienen. De facto aber mutierte der Kapitalismus nach dem Wegfall des Systemkonkurrenten als Neoliberalismus zum Turbokapitalismus, und sämtliche Hemmschwellen fielen. Während man begann, Bereiche wie die Bildung oder auch die Gesundheitsversorgung, in denen Gewinnmaximierung als Prinzip von vornherein völlig deplatziert ist, durchzuökonomisieren, ließen weite Teile der Kunstwelt sich in den machtvollen, schillernen Sog der globalisierten Finanzindustrie ziehen. Kunst wurde zu einem bevorzugten Anlageobjekt, auf den Märkten gingen die Preise dafür durch die Decke.

Eine zweite Schicht der Verstrickung reicht hinab in die Neuzeit, den Beginn der westlichen Moderne. Wann machen wir uns je bewusst, wie eng verwandt, ja verschwistert der Kapitalismus und der moderne Kunstbegriff in ihren Anfängen sind? Nur etwa 100 Jahre vor dem Aufbruch der Renaissance wagten sich in Florenz und anderen Städten Mittel- und Norditaliens Kaufleute an immer komplexere Transaktionen, operierten mit Wechseln und Zahlungsanweisungen, gründeten Banken und verwendeten eine

einfache Form der doppelten Buchführung. Alles mit dem Ziel, möglichst hohe Profite zu erwirtschaften. Es waren Vorboten einer neuen Zeit – die ersten Kapitalist*innen (vgl. Fischer 2014). Und heute sticht geradezu ins Auge, wie sehr zentrale Parameter des Neoliberalismus – Wettbewerb, Konkurrenz, Singularität, Innovation, Produktifizierung und Marktfähigkeit – auch und gerade den Kunstbetrieb beherrschen. Ganz offensichtlich teilt die Kunstwelt bei aller Vorliebe für Systemkritik einen beträchtlichen Teil ihrer DNA mit dem etablierten, zutiefst zukunftsunfähigen Wirtschaftssystem. Erkennbar wird dies insbesondere, wenn man indigene Perspektiven (vgl. Weber 2018, Graeber/Wendgrow 2022) einnimmt oder sich, wie etwa das indonesische Künstler*innenkollektiv »ruangrupa«, Kurator der diesjährigen *documenta*, dezidiert außerhalb des westlichen Kunstbegriffs verortet. Tatsächlich zeichnen sich erst jetzt, am nun erreichten Epochenrand Anfänge einer Auseinandersetzung mit diesen ignorierten, verdrängten Zusammenhängen ab.

Die tiefste und wohl wirkmächtigste Schicht der Verstrickung lagert in den Anfängen des überlieferten westlichen Denkens. Es ist der Dualismus – als Gründungsakt des Abendlandes. Paradigmatisch dafür ist eine Szene, die Platon im »Phaidros« schildert: Platon lud den älteren Sokrates in einen Garten außerhalb Athens ein, um dort ein philosophisches Problem zu diskutieren. Sokrates zeigt sich völlig überrascht von der Schönheit des Ortes, als habe er dergleichen noch nie gesehen. Und er erklärt dem verwunderten Platon: »Ich bin eben lernbegierig, und Felder und Bäume wollen mich nichts lehren, wohl aber die Menschen in der Stadt.« (zit.n. Welsch 2021:39) Dieser ausschließliche, ausschließende Fokus auf die Menschenwelt mündete in der Philosophie – siehe René Descartes Trennung von *res cogitans* und *res extensa* – bekanntlich in das Axiom: Nur der Mensch ist kraft seiner Ratio Subjekt, und die gesamte nichtmenschliche Mitwelt ist Objekt. Ist mithin Ding, Ressource, Rohstoff, Ware. Bis heute bereitet diese Weltsicht der globalisierten Ökonomie mit ihrem Vermarkten, Verbrauchen, Verwerten, Verramschen, Verwüsten von Lebendigkeit immer wieder neu den Boden.

Wobei ausgerechnet die Naturwissenschaften, von denen das nicht unbedingt zu erwarten war, das dualistische Weltbild inzwischen von Grund auf widerlegt haben – etwa mit den Erkenntnissen der Quantenphysik, der allgemeinen Systemtheorie, der neuen Biologie und der Erdsystemforschung. Im Anthropozändiskurs ist die Trennung in *Kultur* (*res cogitans*) hier und *Natur* (*res extensa*) dort an ihr Ende gelangt: So wie der Mensch sich zu einem gestaltenden Teil der Natur gemacht hat, durchziehen die Regeln des Natürlichen, des Stoffes und der Materie alles Menschliche (Weber 2018:7). Angesichts dessen sind, wie unlängst etwa der Philosoph Wolfgang Welsch erklärte, alle Denkweisen, die noch immer auf dem alten Dualismus beruhen, obsolet geworden. Heute gelte es, eine neue Sicht des Mensch-Welt-Verhältnisses auszugestalten: »eine der Kontinuität und Zusammengehörigkeit«. Dies sei »das Pensum des zeitgenössischen Denkens« (Welsch 2021: 32). Von da aus ist es bitter zu konstatieren: Wenn die gesellschaftlichen Muster und Strukturen bis heute noch weithin auf dem alten Dualismus beruhen, gilt dies oft insbesondere für den Kunst- und Kulturbereich!

»Imagine«

Jede nicht hinreichend erkannte Verstrickung, jede Verdrängung hat ihren Preis – den alle zahlen, die von den Folgen betroffen sind. Schlussendlich aber schlägt mangelnde Selbstreflexion stets auch auf die Urheber*innen zurück. Nicht gesehene Schatten, eigene blinde Flecken hemmen nicht nur die Tatkraft, sondern auch die Vorstellungskraft.

Dies dürfte unter anderem eine Erklärung dafür sein, dass die Kultur- und Kunstwelt derzeit in oft kaum zu glaubendem Maße geprägt ist von Systemimmanenz und Binnenlogiken, von Partikularinteressen, Besitzstandswahrungen, Pfadabhängigkeiten, Selbstreferenzialitäten, Strukturkonservatismus, einem *box in the box in the box*-Denken. Fatalerweise hat die Corona-Krise diese Mentalität noch einmal verstärkt – wobei sie zugleich offenlegte, wie sehr auch und gerade der Kulturbereich am Tropf des auf Wachstum gepolten und damit nicht-nachhaltigen Wirtschaftssystems hängt. Während die Wissenschaft und ein wachsender Teil der Zivilgesellschaft – allen voran die jungen Menschen – längst erkannt haben, was mit Blick auf das lebende System Erde die Stunde schlägt und so mit neuartigen Allianzen und Bündnissen, mit lautstarkem Protest und zivilem Ungehorsam robustes Handeln an den Tag legen, bleiben der Kulturbereich wie auch die Kulturpolitik merkwürdig hinter ihrem Potenzial zurück. Wie seltsam doch, dass von hier aus bislang keine wirkliche Mobilisierung stattfindet! Natürlich gibt es weltweit zunehmend Künstler*innen und künstlerische Initiativen, von denen immer wieder beeindruckende, erhellende, transformative Impulse ausgehen. Systemisch jedoch, auf der strukturellen Ebene wirken das »Betriebssystem Kunst« (vgl. Wulffen 1994) wie auch die Kulturpolitik gehemmt, wie Gefangene ihrer Systemimmanenz. Und das zu einem Zeitpunkt, an dem angesichts des nötigen gesellschaftlichen Bewusstseinswandels die Ressourcen Imagination und Kreativität überlebenswichtig geworden sind!

»If you can't change from within the system, change the system«, lehrt uns die Fridays for Future-Bewegung. Stellen wir uns also, ermutigt und inspiriert von John Lenons Hymne an die transformative Kraft der Imagination, »Imagine« einmal vor:

Die Kulturpolitik (1.) bekennt sich offen dazu, in Bezug auf das sich anbahnende ökologische Desaster die letzten 20, 30 Jahre geschlafen zu haben, ähnlich wie der Wirtschaftssektor, allen voran die (Auto-)Industrie. (2.) Sie erkennt an, dass wir uns aktuell in einer nie da gewesenen menscheitsgeschichtlichen Ausnahmesituation befinden. (3.) Sie benennt die »anmaßende Sonderstellung des Menschen« (Hanusch/Leggewie/Meyer 2021: 91), Gründungsannahme des abendländischen dualistischen Denkens, als maßgeblichen Treiber des derzeitigen planetaren Sterbeprozesses. (4.) Sie beschließt aufgrund all dessen, nun ihrer Verantwortung nachzukommen. Wie? Da für ein Abwenden von Kipppunkten des Erdsystems nur noch zehn, maximal 20 Jahre bleiben, geht die Kulturpolitik eine freiwillige Selbstverpflichtung ein: Während der kommenden zehn Jahre praktiziert sie eine klare Priorisierung. Sie investiert das gesammelte symbolische Kapital von Kunst und Kultur in die Herkulesaufgabe, mitzuwirken an der Etablierung eines Wirtschaftssystems, das die biophysischen Belastungsgrenzen des Planeten respektiert. Dafür schmiedet sie strategische Allianzen und Bündnisse mit

vielfältigen Organisationen aus der Wirtschaft, aber auch der Zivilgesellschaft, besonders mit von jungen Menschen geprägten Verbänden und Bewegungen.

Dies alles geht am Wesen der Kunst und an den Zuständigkeiten von Kulturpolitik vorbei? In einem Interview nach der wichtigsten Aufgabe zeitgenössischer Kunst befragt, antwortete der Jahrhundertkünstler Joseph Beuys: »Die Wirtschaft neu zu gestalten.«¹

II.

Hin zu einer relationalen Weltsicht

In dem Maße wie die große Erzählung der Moderne mit ihren Verheißungen des endlosen Schneller, Höher, Weiter, Mehr und der Kontrollierbarkeit sämtlicher Lebensvollzüge als *per se* irreführend erkennbar wird, verschafft sich ein ganz anderes Narrativ Ausdruck: das des lebenden Systems Erde. Mit systemischen Phänomenen wie dem Klimawandel teilt es etwas mit – machtvoll, katastrophisch, verstörend. Es reagiert auf die massive Zerstörung elementarer Fließgleichgewichte und damit auf das Handeln des Menschen. Da der Mensch diesem System angehört, kommuniziert es mit sich selbst – nonverbal, aber deutlich. Ebenfalls völlig ungewohnt: Während das neue Narrativ zutiefst mit uns Menschen zu tun hat, durch unser Handeln während der letzten zweihundert Jahre entstanden ist und uns nun existenziell bedroht, liegt die Federführung für die neue große Erzählung nicht wirklich bei uns.

Damit vollzieht sich eine Umstülpung, die so wohl niemand auf dem Schirm hatte. Ausgelöst durch exorbitante, historisch beispiellose Dimensionen der Ausbeutung von Lebendigem als Rohstoff und Ressource entpuppen Phänomene, die wir dinghaft Klima, Wasserkreislauf oder Ökosystem nennen, sich als Wirkkräfte. Bruno Latour, Vordenker des Anthropozän-Diskurses, schildert in »Das terrestrische Manifest«, wie auf der Klimakonferenz 2015 in Paris die Erde erstmals von der Bühne der Weltpolitik aus neu wahrnehmbar geworden sei: als eine »neue weltpolitische Akteurin«, als »Neues Klimaregime«, mit dem die Staatschefs genötigt seien, sich zu arrangieren (Latour 2019: 73f.).

Offenbar braucht es, um unser aller geteiltes Eigeninteresse als Bewohner*innen dieses Planeten zu wahren, tatsächlich einen – vom Abendland aus betrachtet – grundlegend neuen Weltbezug: eine post-dualistische Sicht, basierend auf Interdependenzen, mithin einem umfassenden In-Beziehung-Sein. Latour etwa plädiert dafür, jenseits der Annahme, nur das rationale Selbst sei Subjekt, eine allen Lebewesen gemeinsame Identität als »Erdverbundene« zu entwickeln. Wir Menschen sind genauso Erdverbundene wie ein Baum, ein Insekt, ein Feuchtbiotop. Weil wir alle zusammen auf

1 Zit. n. einer Wandtafel in der Ausstellung »Der Erfinder der Elektrizität. Joseph Beuys und der Christusimplus«, kuratiert von Eugen Blume im Auftrag der Stiftung St. Matthäus. Berlin, 9.4.-12.9.2021.

diesem Planeten beheimatet sind – als jeweils spezifische Teile eines lebendigen Organismus, der permanent in dynamischen Anpassungsprozessen begriffen ist.

Zu den inzwischen immer zahlreicheren Vordenker*innen einer relationalen Welt-sicht zählen bezeichnenderweise etliche Akteur*innen mit indigenem Hintergrund, etwa Bayo Akomolafe und Robin Wall Kimmerer. Denn viele indigene Kulturen kultivieren seit je eine Lebenspraxis, die auf umfassendem In-Beziehung-Sein basiert. Über Jahrhunderte als rückständig verachtet, werden sie heute, am jetzt erreichten Epochenrand, neu wahrnehmbar als Träger eines existenziell wichtigen Wissens, das die Moderne verloren, vernichtet hat – nämlich Beziehungswissen.

Nachhaltigkeit ist kein *Thema*, sondern ein grundlegend anderer Weltbezug

Ließe Kultur, ließe Kunst sich neu entdecken als Fähigkeit einer Gesellschaft, kraft Imagination und Kreativität empfänglich, berührbar, erreichbar zu werden für die legitimen Bedürfnisse des Lebendigen, das jetzt extrem bedroht ist und so, siehe die Erderhitzung, zunehmend bedroht? Sind Kunst und Kultur in der Lage, das so tief wurzelnde dualistische *Mind Set* des Abendlands zu knacken, es zu überwinden? Ließe die Verbindung von Kunst, Kultur und Nachhaltigkeit sich von solchen Fragen aus neu kalibrieren?

Zumindest wird klar: Nachhaltigkeit ist kein *Thema* neben anderen Themen, sondern ein grundlegend anderer Weltbezug. Kultur(-en) und Politik(-en) der Nachhaltigkeit sind prädestiniert, so lebhaft wie nur möglich die neue Weltsicht zu imaginieren, ihr ebenso kreativ wie praxisorientiert Ausdruck zu verleihen – um deren transformatives Potenzial für den nötigen *System Reset* wirksam werden zu lassen. Der politikwissenschaftliche Band »Planetar denken«, mitverfasst von Claus Leggewie, resümiert grundlegende Parameter einer post-dualistischen Weltsicht der Nachhaltigkeit wie folgt: statt Reparieren Behüten, statt Innovation Belebung, statt Wachsen Fördern, statt Autorität Emergenz und statt Karte Kompass (vgl. Hanusch/Leggewie/Meyer 2021:123). Und in einer politologischen Studie nicht unbedingt erwartbar, folgen hierauf diese Verse von Paul Celan: »Es ist Zeit, dass man weiß! Es ist Zeit, dass der Stein sich zu blühen bequemt, dass der Unrast ein Herz schlägt. Es ist Zeit, dass es Zeit wird. Es ist Zeit.«

Konkrete Ausformungen

Was bedeutet es konkret, Nachhaltigkeit als einen grundlegend anderen Weltbezug zu verstehen – mithin die Sphären des Sozialen, der Wirtschaft, des Rechts und der Politik über uns Menschen hinaus auf alle Lebewesen auszuweiten? Auf welchen Lebens- und Arbeitsfeldern wird dergleichen bereits praktiziert? Skizzenhaft, ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Relationale und somit wahrhaft Zukunft stiftende Ansätze sind (a) in der Landwirtschaft permakulturelle und regenerative Anbaupraktiken; (b) in der Wirtschaft das Commoning, die Gemeinwohlökonomie sowie alle Ausformungen einer demokratischen Post-Wachstumsökonomie; (c) im Rechtswesen die weltweit, namentlich vom International Rights of Nature Tribunal unternommenen Anstrengungen, der Natur Rechte zu verleihen; (d) in der Politik zuletzt die Vision einer planetaren Umweltverfassung, die nicht-menschliche Akteur*innen als Wirkmächtige und Mitwirkende einbezieht (vgl. Hanusch/Leggewie/Meyer 2021: 109-118).

Zum Zeitpunkt der Niederschrift dieses Textes liegt die »documenta fifteen«, kuratiert von dem indonesischen Künstler*innenkollektiv »ruangrupa«, noch ein halbes Jahr vor uns. Indem »ruangrupa«-Grundsätze wie Kollektivität, gemeinschaftliche Ressourcenarbeit und gerechte Verteilung als Kern künstlerischer Arbeit versteht und programmatisch ein *kreatives Wir* praktiziert, verortet es sich klar außerhalb des westlichen Kunstbegriffs. Wird tatsächlich im Sommer 2022 von Kassel, dem Mekka moderner Kunst, der bitter nötige, längst überfällige Durchbruch hin zu einem post-dualistischen, relationalen Kunstbegriff stattfinden? Wird die Kunstwelt – endlich – ihr Potenzial als Katalysator der Großen Transformation einbringen? Namentlich mit und seit Joseph Beuys sind die Grundlagen dafür gelegt! Wir werden sehen.

Ein Jenseits herrschender Systemlogiken erschließen

Von der Zukunft her gestalten bedeutet im vorliegenden Beitrag, ein Jenseits herrschender Systemlogiken zu erschließen. Nur so werden Kultur(-en) und Politik(-en) der Nachhaltigkeit ihrer Aufgabe gerecht, Orientierungswissen, aber auch transformative Praktiken zu generieren und zu teilen; mitzuweben an einer neuen großen Erzählung, die nährt und ermutigt, ohne Illusionen zu wecken; die »Richtkräfte« (Beuys) generiert, um das, was ist, und was kommen wird, zu bewältigen – freiheitlich, als offene Gesellschaft.

Literatur

- Fischer, Oliver (2014): »Florenz um 1300: die ersten Kapitalisten«, in: *Geo Epoche*, Nr. 69-10/14, <https://www.geo.de/magazine/geo-epoche/1548-rtkl-florenz-um-1300-die-ersten-kapitalisten> (letzter Zugriff: 17.12.2021)
- Graeber, David/Wendgrow, David (2022): *Anfänge. Eine neue Geschichte der Menschheit*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Hanusch, Frederic/Leggewie, Claus/Meyer, Eric (2021): *Planetar denken. Ein Einstieg*. Bielefeld: transcript
- Latour, Bruno (2019): *Das terrestrische Manifest*. Berlin: Suhrkamp
- Weber, Andreas (2018): *Indigenialität*. Berlin: Nicolai
- Welsch, Wolfgang (2021): *Im Fluss. Leben in Bewegung*. Berlin: Matthes & Seitz
- Wulffen, Thomas (1994): »Betriebssystem Kunst. Eine Retrospektive«, in: *Kunstforum*, Bd. 125, S. 49-58

